

◀◀ KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

„Schatz von nationaler und europäischer Bedeutung“

Ihm widmet sich der Ostdeutsche Kulturrat seit 65 Jahren

3

Martin Hollender

„Braun“ verschattet

So malen die deutschen Medien die ehemals deutschen Ostgebiete

7

Richtig verstandene Solidarität aus Eigennutz

Kopernikus-Gruppe zur deutsch-polnischen Schicksalsgemeinschaft

9

„Land des Segens“ – und des Transits

In Siebenbürgen fand immer schon statt, was heute in Europa brennt

11

Reime auf Tod, Not und Brot

In Görlitz kann man sie sich hundertfach machen

13

Rüdiger Goldmann

„... schwankt sein Charakterbild“?

Wallenstein ist auch ein europäisches Omen

14

Ulrich Schmilewski

Geschichte geschieht immer wieder

Sogar Zeitgenossen bemühen sich nach Kräften darum

17

Stifter stiftet

18

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Spiegel: Die Düne (*Roswitha Wisniewski*)

19

Gille: Dunkel (*Norbert Matern*)

20

„Orte der Reformation“. Königsberg (*Dieter Göllner*)

20

Studentenseminar in Liebau/Liepaja

22

Erich Pawlu erhielt den Gryphius-Preis

22

LITERATUR UND KUNST

Ute Flögel

Von der Weigerung, Opfer zu sein

Ephraim Kishon wird in Stuttgart gefeiert

24

Bärbel Beutner

Der über die eigene Totenmaske schrieb

Ernst Wiechert, trauriger Wortführer des Wortes

27

Jörg Bernhard Bilke

Anschreiben gegen stalinogene Unwissenheit

Karl-Heinz Jakobs ist gestorben

29

Wer forschet, der findet

Glückliches Ende einer Kunst-Odyssee

30

KK-NOTIZBUCH

31



Das Schloss! Franz Kafka hat es zum unheimlichen Inbegriff der Unerfindlichkeit gemacht, und es ist noch nicht die Zeit, davon abzurücken: Schloss Fürstenstein bei Waldenburg, unter dem ein Schatz stehen/liegen soll ...

Bild: Arkadiusz Grudzien, „Schlesien heute“

„Schatz von nationaler und europäischer Bedeutung“

Ihm widmet sich der Ostdeutsche Kulturrat – OKR – seit 65 Jahren

Seit einiger Zeit erobert der australische, in Cambridge lehrende Historiker Christopher Clark die deutschen Buchhandlungen und das Fernsehen. Sein in kürzester Zeit zum Klassiker gewordenes Werk „Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ (2012) machte ihn berühmt. Aber schon vorher war er durch seine Bücher „Wilhelm II. Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers“ (2000) und „Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947“ (2006) als brillanter Erzähler aufgefallen. Mit einem roten VW-Cabrio fuhr Clark 2015 durch Deutschland und erzählte den Deutschen charmant und humorvoll ihre Geschichte mit einem sympathischen Augenzwinkern bei speziellen Entdeckungen wie der des Schrebergartens: „ein sorgsam umzäuntes Stück Freiheit“.

Jetzt ist ein Brite dazugekommen, Neil MacGregor, langjähriger Direktor des Britischen Museums und ab Januar 2016 Gründungsintendant des Humboldt-Forums in Berlin. Auch seine Bücher sind inzwischen Bestseller in Deutschland. Die „Geschichte der Welt in 100 Objekten“ (2010) ist ein „unmögliches Unterfangen“, wie er selbst sagt, wobei es ihm gelingt, über seine sorgfältig ausgewählten Objekte Geschichtszusammenhänge faszinierend zu entschlüsseln, vor allem aber spannend zu erzählen. Sein Buch „Deutschland. Erinnerungen einer Nation“ (2014), das voluminöse und reich illustrierte Begleitbuch einer genialen Ausstellung, die im Britischen Museum zu sehen war, ist ebenfalls eine Fundgrube meisterhaft erzählter Geschichte.

Als historisch interessierter Zeitgenosse fragt man sich, wo auf diesem „Markt“, der ganz offensichtlich nach gut erzählter Geschichte lechzt, die deutschen Historiker zu finden sind. Natürlich gibt es die in Fachkreisen bekannten und durch ihre

Werke herausragenden Herfried Münkler und Heinrich August Winkler oder auch Thomas Nipperdey (1927–1992), Hans-Ulrich Wehler (1931–2014), Hans Mommsen (1930–2015) und Rudolf von Thadden (1932–2015). Ohne diese bedeutenden Persönlichkeiten kritisieren zu wollen, seien zwei Beobachtungen gestattet:

Zum einen verharren sie eher im Akademischen, also typisch deutsch Gründlichen, und ihnen gelingt nicht die Leichtigkeit des Erzählens, wie sie z. B. Clark eignet. Auch Hermann Schäfer, der 2015 in Anlehnung an MacGregor eine „Deutsche Geschichte in 100 Objekten“ vorgelegt hat, bleibt bei zu langen Einzelabhandlungen, die nur noch wenig mit dem Titelobjekt zu tun haben, und einer enzyklopädisch-reichhaltigen, fleißig zusammengearbeiteten Stofffülle, die zu bewältigen eher ermüdend denn beflügelnd ist.

Zum anderen fällt aus der Sicht der ost-



Lorbeer, in Erz gegossen – und dennoch höchst vergänglich: OKR-Medaille

Bilder: Archiv

deutschen Kultur auf, dass MacGregor die ganze deutsche Kultur im Blick hat und nicht, wie Schäfer, eine fast ausschließlich westorientierte Objektauswahl zugrunde legt. In seinem Deutschland-Buch zeigt er nicht nur eingangs ein reichhaltiges, das gesamte mitteleuropäische Deutschland betreffendes Kartenmaterial von 1500 bis heute, sondern widmet gleich drei Kapitel ostdeutschen Themen. In „Verlorene Kapitale“ lesen wir eine wunderbare kurze Geschichte Königsbergs, in „Die leidende Zeugin“ eine Würdigung der Künstlerin Käthe Kollwitz und in „Vertriebene Deutsche“ eine Geschichte des Schicksals der Ostdeutschen bei Flucht und Vertreibung. Wäre eine solche Ausstellung heute in Deutschland möglich? Es ist erfreulich zu sehen, dass nach Gotthold Rhode (1916–1990) und Hartmut Boockmann (1934–1998) wieder ein Historiker von Rang seinen Blick auf die ostdeutsche Geschichte und Kultur richtet.

Der Ostdeutsche Kulturrat (OKR), seit 1975 Stiftung privaten Rechts und seit 2008 Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, ist seit 1950 auf allen Gebieten der ostdeutschen Kultur tätig gewesen. Der OKR war schon drei Jahre aktiv, als der Deutsche Bundestag das Bundes-Vertriebenen- und -Flüchtlings-Gesetz (BVFG) verabschiedete, in dessen Paragraph 96 die dauerhafte Verpflichtung des Bundes und der Länder verankert ist, „das Kulturgut der Vertreibungsgebiete in dem Bewusstsein der Vertriebenen und Flüchtlinge, des gesamten deutschen Volkes und des Auslandes zu erhalten, zu sichern, zu ergänzen und auszuwerten, sowie die Weiterentwicklung der Kulturleistungen der Vertriebenen und Flüchtlinge zu fördern“.

Das Gesetz versteht also die ostdeutsche Kultur als Teil der gesamten deutschen Kultur, mit der sie eine Einheit bildet, was auch dem Ausland gegenüber zu vertreten ist. Mit dem § 96 BVFG hat der Gesetzgeber 1953 eine weitsichtige Grundlage für die

Einheit der deutschen Kultur in Europa geschaffen, über alle weiteren politischen Entwicklungen hinaus, die damals noch nicht absehbar waren.

Jahrzehntelang konnte auf dieser Grundlage gearbeitet werden. Seit 1968 wurde die „Kulturpolitische Korrespondenz“ herausgegeben, seit 1975 die Vierteljahresschrift „Der gemeinsame Weg“, seit 1969 gab es literarische Wettbewerbe als Hörspiel- und Erzählerwettbewerbe, 1989 kam der Kompositionswettbewerb, 1986 der Wissenschafts- und 1987 der Medienpreis hinzu. Dazu wurden seit 1954 Jahrbücher, seit 1970 Wettbewerbsanthologien und seit dem gleichen Jahr die Reihe „Nachbarn in Ostmitteleuropa“ herausgegeben, ergänzt um die Reihe „Ostdeutsche Städtebilder“ seit 1978, Dokumentationen, Broschüren und allgemeine Publikationen, darunter herausragend die 12-bändige Studienbuchreihe „Vertreibungsgebiete und vertriebene Deutsche“. Sogar Schallplatten über die Orgellandschaften Schlesien, Ostpreußen und Danzig–Westpreußen wurden herausgegeben und eine Ausstellung über „Große Deutsche aus dem Osten“ (später „Im Dienste der Menschheit“) erarbeitet. Insgesamt also ein großer und vielseitiger Reichtum ostdeutscher Kultur, wie sie in vollem Umfang der Grundsatzkonzeption des BMI aus dem Jahre 1982 entsprach: „Kulturelles Erbe und geistige Substanz der deutschen Kulturlandschaften des Ostens sind Teil der gesamten deutschen Kultur. Geprägt von den ostdeutschen Landschaften, ihren Menschen, ihrer Geschichte und den Kontakten zu den östlichen Nachbarn, stellt dieser Bereich unserer Kultur einen unverzichtbaren Bestandteil des geistig-kulturellen Vermögens unseres Volkes dar.“

Entsprechend schrieb Bundespräsident Professor Dr. Karl Carstens am 15. Juni 1983 in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“: „Wir müssen alles tun, damit die Begriffe Deutschland, deutsches Volk, deutsche Nation lebendig bleiben und da-



Das Motiv so dramatisch wie sinnträchtig, den großen Worten angemessen, die von einem noch größeren Wunsch und Willen künden: Die beiden Seiten der Medaille sind nicht „zwei Seiten einer Medaille“, sondern im Gegenteil kongruent gedacht und gestaltet

mit deutlich wird, dass damit nicht nur die Bundesrepublik Deutschland gemeint ist, sondern ganz Deutschland. Ich bin auch dafür, dass wir die ostdeutschen Städtenamen mit ihren deutschen Bezeichnungen verwenden, und sehe darin überhaupt kein Zeichen von Revanchismus, der uns manchmal unterstellt wird, sondern nur den Ausdruck unseres Geschichts- und Kulturbewusstseins.“ Das waren prophetische Worte des damaligen Bundespräsidenten, der in Königsberg studiert hatte. Heute gebrauchen längst unsere osteuropäischen Nachbarn eher die deutschen Städtenamen als manche Deutsche.

Dieser nationale Konsens im Hinblick auf das Selbstverständnis und die Förderung der ostdeutschen Kultur wurde Ende der 1990er Jahre politisch aufgekündigt. Zum 40. Geburtstag des OKR im Jahre 1990 konnte der damalige Präsident Dr. Herbert Hupka noch sagen: „Reiner Kunze, der aus der Unfreiheit der DDR in die Freiheit der Bundesrepublik Deutschland geflohen war, prägte aufgrund seiner Erfahrungen

den Satz: ‚Will man ein Volk vernichten, nimmt man ihm zuerst das Gedächtnis.‘ Zu diesem Gedächtnis des deutschen Volkes gehört das Ostdeutsche, nicht territorial eng, sondern kulturell umfassend verstanden.“ Das hatte man wenige Jahre später schon vergessen, als das Gedächtnis des deutschen Volkes von Regierungsseite zur Disposition gestellt wurde.

Zur Vorbereitung des Haushaltsvoranschlags für das Jahr 2000 erreichte am 18. März 1999, rechtzeitig vor dem 50. Jubiläum des OKR, die Stiftung ein Schreiben des Bundesbeauftragten für Kultur und Medien. Dieser teilte mit, davon abzusehen, den beantragten Wirtschaftsplan „in der jetzigen Form und dem beantragten Umfang in das Aufstellungsverfahren für den Bundeshaushalt 2000 einzubringen“. Hinter dieser Formel verbarg sich die Aufforderung, die auch zahlreiche andere Einrichtungen aus dem Bereich der ostdeutschen Kultur erhielten, ihr Personal zu entlassen und ihre Räumlichkeiten zu kündigen. Der großen Mehrheit dieser Einrichtungen wurde



Manchmal streift die Ironie des Schicksals die Grenze zum Hohn: die letzte Nummer der OKR-Vierteljahresschrift: 99!

damit buchstäblich der Boden unter den Füßen weggezogen, dem „Gedächtnis des deutschen Volkes“ ein fast tödlicher Schlaganfall verordnet.

Seitdem hat der OKR nur dank seines Vermögens und einiger Projektförderung durch den Bund überlebt. Das Vermögen hat die Stiftung über das Westvermögen-Abwicklungsgesetz im Jahre 1975 erhalten. Es ist in den letzten 15 Jahren nach der „Maßnahme“ des Jahres 2000 durch die notwendigen Entnahmen für die jährlichen Aktivitäten des OKR und im Zuge der allgemeinen Finanzkrise seit 2008 empfindlich gemindert worden. Eine Wiederaufnahme in die institutionelle Förderung wird vom Bund ausgeschlossen.

Dem Bericht der Bundesregierung über

die Maßnahmen zur Förderung der Kulturarbeit gemäß § 96 BVFG in den Jahren 2013 und 2014 vom 15. Juli 2015 wird ein Abschnitt vorangestellt, der den Titel trägt: „60 Jahre Förderung deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa“. Dort heißt es: „Dieses reiche kulturelle Erbe wurde von Anfang an als Schatz von nationaler und von europäischer Bedeutung begriffen. Insbesondere sind Archive, Museen und Bibliotheken zu sichern, zu ergänzen und auszuwerten sowie Wissenschaft und Forschung zu fördern. Der auf Dauer angelegte ‚96er‘ erwies sich als durchdacht und wandlungsfähig, da der Gesetzgeber in den 1950er Jahren so weitblickend war, den Kulturparagrafen des BVFG mit umfassendem Anspruch zu formulieren. Der Akzent liegt auf der Kultur der Region, bezieht also ehemalige wie nachfolgende Bewohner mit ein. Ebenso vorausschauend war der ausdrückliche Auftrag, das deutsche Kulturerbe im Bewusstsein auch des Auslandes zu erhalten.“

Das ist richtig und treffend formuliert. In eigentümlichem Widerspruch zu diesem Text stehen jedoch die für diesen „Schatz von nationaler und von europäischer Bedeutung“ in den beiden Haushaltsjahren zur Verfügung gestellten Mittel, z. B. 2,6 Mio. Euro für alle sechs Landesmuseen. Dem Vernehmen nach soll sich das nun ändern. In der Koalitionsvereinbarung von 2013 steht die Aufgabe, die „Konzeption von 2000“ (endlich) zu überarbeiten. Das geschieht derzeit und soll mit einer Aufstockung der Mittel verbunden sein, wie man hört. Ob damit die prekäre Situation, in der sich die ostdeutsche Kultur seit Jahren befindet, beendet wird, bleibt zu hoffen.

In der Zwischenzeit erfreut Neil MacGregors großartiges Deutschland-Buch viele Leser in der Hoffnung, dass er ab Januar 2016 beim Aufbau des Humboldt-Forums seinen „schweren Gang“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“) mit Erfolg gehen kann.

Klaus Weigelt (KK)

„Braun“ verschattet

So malen die deutschen Medien die ehemals deutschen Ostgebiete – im düsteren Licht der unseligen zwölf Jahre

Ob Fiktion, Dokutainment oder Reportage: Jene zwölf Jahre des Terrors nehmen in der deutschen Kunst- und Medienlandschaft eine überproportional große Rolle ein. Über keine Epoche der deutschen Geschichte wird in den Medien derart extensiv berichtet wie über die Jahre des Nationalsozialismus – kaum verwunderlich angesichts der Singularität und der Monstrosität der Verbrechen. Doch ein wenig mag auch das Moment des Schauerlichen die Dauerhaussache der Weltkriegsjahre in den Medien mit verursachen: ‚sex sells‘ bekanntlich, doch: auch ‚war sells‘ und steigert die Druckauflage und die Zuschauerquote. Allein aber auf diesem Ticket des „Dritten Reiches“ gelingt auch den historischen deutschen Ostgebieten der Einzug in die Medienberichterstattung.

Die Jahre vor 1933: Weitgehend Fehlanzeige. Denn die Zahl der Journalisten wie auch der Leser, die sich für eine Region vor allem oder allein deshalb interessieren, weil sie bis 1945 zu Deutschland gehörte, ist mittlerweile gering. Die Jahre nach 1945: Hier sieht es ebenfalls mau aus.

Selbstredend wird über Ostmitteleuropa berichtet, und niemand umgeht heute mehr verschämt den Umstand, dass weite Landstriche noch vor gut sieben Jahrzehnten zu Deutschland gehörten. Der Hautgout, der dem alten deutschen Osten in der linken und linksliberalen Medienlandschaft einst anhaftete, ist längst passé. Wer über das heutige Schlesien berichtet, steht nicht mehr unter dem Generalverdacht, Schlesien zugleich ‚heimholen‘ und mit seinem Pressebericht subtile und schleichende Germanisierungstendenzen betreiben zu

wollen. Doch einen Aufmerksamkeitsbonus besitzen die alten deutschen Provinzen freilich auch nicht. Über Ostpreußen wird zwar gerne mit einigem Enthusiasmus berichtet, aber nicht häufiger und auch nicht umfassender als über das Languedoc oder die Rocky Mountains.

Einzig wenn es um die Jahre zwischen 1933 und 1945 geht, ist der alte deutsche Osten in den Medien präsent. Dann horcht man auf (Jüngere werden vielleicht sogar erstmals dieser Tatsache gewahr) und erinnert sich an die Existenz des einstmals so bedeutend größeren deutschen Territoriums. In Niederschlesien wurde im Herbst 2015 ein Panzerzug vermutet – in tiefen Stollen unterhalb des unweit der Stadt Waldenburg gelegenen Schlosses Fürstenstein soll seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein mit Tonnen von Gold gefüllter Eisenbahnwagen versteckt sein. Mythen und Spekulationen schossen ins Kraut und katapultierten Schlesien – das heute

polnische Wałbrzych wurde in Medien sogar mit dem deutschen Namen Waldenburg versehen – für kurze Zeit ganz nach vorn in die ansonsten schwächelnde Kultur der Erinnerung an die früheren Ostgebiete. Ein Schatz verberge sich dort, vergleichbar vermutlich allein mit dem Bernsteinzimmer – gleichfalls ein Faszinosum, das Königberg eine alles in allem geringe, aber über die Jahre doch konstante Erwähnung in der Medienlandschaft sichert.

Der Zweite Weltkrieg begann im Osten – und er endete im Osten. Jedes Schulkind, in Deutschland wie in der Welt, erfährt vom deutschen Überfall auf den (oberschlesi-

Ein Eisenbahnwagen mit Nazi-Gold! Mythen und Spekulationen schossen ins Kraut und katapultierten Schlesien und Wałbrzych/ Waldenburg für kurze Zeit ganz nach vorn in der Kultur der Erinnerung.

schen) Sender Gleiwitz am 31. August 1939 und von der deutschen Beschießung der (Danziger) Westerplatte am Folgetag, dem 1. September. Das missglückte Attentat auf Hitler vollzog sich in der (ostpreußischen) Wolfsschanze; tröstlich zumindest, dass mit dem Kreisauer Kreis auch der Widerstand (im niederschlesischen Kreisau) seinen Weg in die Geschichtsbücher fand. Bald darauf setzten Flucht und Vertreibung ein; ein Massenexodus aus den deutschen Siedlungsgebieten gen Westen, der seit einigen Jahren erst die gebührende Resonanz in den Medien findet und bewirkt, dass auch nachwachsende Generationen en passant von der Existenz der früher zu Deutschland zählenden Provinzen erfahren.

Man mag es nolens volens gutheißen, dass – quasi als Beifang der allgegenwärtigen Präsenz des „Dritten Reiches“ in den Medien – wenigstens auf diese Weise die Ostgebiete immer wieder einmal Urständig, wenn auch keine fröhlichen, in Presse, Funk und Fernsehen feiern, denn ohne ihren engen Bezug zur NS-Ära wären die preußischen Regionen östlich von Oder und Neiße vermutlich vollends zu einer medialen Terra incognita hinabgesunken. Doch kann man diesen Umstand auch makaber finden und deplaziert, vor allem aber geschichtsverzerrend. Denn das Bewusstsein

der Deutschen von den ehemals deutschen Ostgebieten läuft Gefahr, in ein gefährlich strudelndes Fahrwasser abzugleiten und eine einseitig ‚braune Schlagseite‘ zu bekommen. Wer über das heutige, das derzeitige Schlesien berichtet, meint naturgemäß das polnische Schlesien; ein Bezug zur ehemaligen Deutschheit Schlesiens muss nicht notwendigerweise hergestellt werden. Die alten deutschen Ostgebiete vor 1933 indes sind kaum jemals Gegenstand von Radiofeatures, Fernsehdokumentationen oder Feuilletonschwerpunkten: von Wissenschaft und Handel, Industrie und Alltagskultur, von großen Städten und vom flachen Bauernland, von Stettin, vom Sudetenland und von Hindenburg/Oberschlesien, von den Siedlungsgebieten der Siebenbürger Sachsen, der Banater Schwaben und der Bukowinadeutschen in Friedenszeiten schreibt und spricht kaum jemand jemals. Namen sind dies, die keiner mehr nennt – es sei denn, das Sujet der Meldung verfügt über eine enge Anbindung an die Jahre des Nationalsozialismus.

Die letzten deutschen Jahre Schlesiens und Ostpreußens waren fatalerweise zugleich die Jahre der tiefstmöglichen deutschen Schuld. Den Ostgebieten wird man mit einer derart selektiven Medienpräsenz jedoch nicht gerecht, denn die Landstriche



Ein Bild festlicher Unbeschwertheit, das keine weitere mediale Beachtung fände, zeigte es nicht den Ring von Waldenburg – und hätte dieses nicht gerade zur Zeit einen besonders resonanten Ruch

Bild: Krzysztof Zarkowski, „Schlesien heute“

östlich der Elbe waren summa summarum 1933 nicht schwärzer, nicht roter und nicht brauner als der Rest des Reiches. Während die Nordsee- und die Ostseeinseln, Görlitz und das Ruhrgebiet in den Medien epochenüberdauernd thematisiert werden – vom ausgehenden 19. Jahrhundert und den Weimarer Jahren bis hinein in die Tagesgegenwart –, sind die deutschen Ostgebiete in die hässliche Ecke des „Dritten Reiches“ verbannt worden.

Wem mag man es verdenken, wenn sich in Tiefenschichten des Bewusstseins unausweichliche Konnotationen festbeißen, die Schlesien unweigerlich mit den dunkelsten Jahren deutscher Geschichte verknüpfen, obwohl die deutsche Geschichte Schlesiens so viele andere Punkte, unter ihnen auch viele Glanzlichter, aufweist? Die Medien sind frei in ihrer Themenwahl und richten sich zugleich nach den vermuteten Interessen ihrer Hörer- und Leserschaft. Ändern wird sich vermutlich nichts an der – wenngleich beklagenswerten – Einseitigkeit des Bildes, das die Ostgebiete in den Medien abgeben: gerade so, als hätte in Breslau allzeit die NSDAP regiert, als

könnte in Ermangelung anderer Inhalte über den deutschen Osten allein im NS-Kontext berichtet werden. Es gilt mithin einen Tatbestand zu beklagen, der vermutlich irreversibel ist.

Schlimmer aber noch: Die verquere Gleichung „Ostgebiete = ‚irgendwie braun‘“, die sich in manche Köpfe einschleichen mag, ist zudem geeignet, auch die deutsch-polnische Annäherung zu belasten. Es sei, so Harald Wiederschein in „Focus online“ über den Waldenburger Panzerzug, „unter Umständen damit zu rechnen, dass sich in dem Tunnel die sterblichen Überreste von Zwangsarbeitern befänden“. Für die deutsch-polnischen Beziehungen, die derzeit so gut seien wie seit 500 Jahren nicht, „wäre eine solche Erinnerung an die Grausamkeit Nazideutschlands ein herber Rückschlag“. – Dass freilich 1869/70 rund 7000 Waldenburger Bergleute streikten und den bis dahin größten Arbeitskampf in Deutschland gegen heute überwundene Arbeitsbedingungen ausfochten, wäre vielleicht gleichfalls eine Erwähnung wert – doch kaum jemand erwähnt es.

Martin Hollender (KK)

Richtig verstandene Solidarität aus Eigennutz

Kopernikus-Gruppe zur deutsch-polnischen Schicksalsgemeinschaft

Fünzig Jahre nach dem Briefwechsel der polnischen und deutschen Bischöfe am Rande des Zweiten Vatikanischen Konzils, 25 Jahre nach der endgültigen Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch das wiedervereinigte Deutschland und der Unterzeichnung des bilateralen Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit sowie über zehn Jahre nach Polens Beitritt zur Europäischen Union stehen die Fortschritte sowohl der europäischen Integration als auch der deutsch-polnischen Partnerschaft in Frage.

Zur Bedeutung der deutsch-polnischen Beziehungen für die Zukunft der EU

Die EU ist in einer vielfältigen Krise. Zu den Konfliktpunkten gehören die Flüchtlingspolitik, die Östliche Partnerschaft mit dem Krieg in der Ukraine und dem schwierigen Verhältnis zu Russland, die Euro-Krise mit der nach wie vor ungeklärten Frage des Verbleibs Griechenlands in der Währungsunion sowie das mögliche Ausscheiden Großbritanniens aus der EU, das die Desintegration des Vereinigten

Königreichs und weiteren Sezessionismus in West- und Südeuropa auslösen kann. Europas Grundwerte und die Finalität der europäischen Integration sind in Frage gestellt. In dieser Phase kommt den deutsch-polnischen Beziehungen eine besondere strategische Bedeutung zu – gerade auch dann, wenn die Regierungen beider Länder unterschiedliche Politiken verfolgen, zum Beispiel im Umgang mit der Flüchtlingsfrage, der Energie- und Klimapolitik sowie der Sicherheitspolitik (dauerhafte Nato-Militärpräsenz in Ostmitteleuropa).

Zu den bilateralen Beziehungen

Deutsche und Polen haben in den vergangenen 25 Jahren ein tragfähiges Geflecht staatlicher, regionaler und kommunaler sowie zivilgesellschaftlicher Organisationsformen aufgebaut, die für die nächsten Generationen immer wieder neu begründet werden müssen. Die vielfältigen europäischen Krisen und die innenpolitischen Entwicklungen nach dem Regierungswechsel in Polen verunsichern viele Menschen

in beiden Ländern. Es ist das gute Recht einer demokratisch gewählten Regierung, den Kurs der Innen- und Außenpolitik ihres Landes neu zu bestimmen. Die Gewaltenteilung als universal anerkanntes Grundprinzip einer demokratischen Verfassung darf jedoch nicht angetastet werden. Der Versuch einer Regierung, strukturellen und dauerhaften Einfluss auf Institutionen zu gewinnen, die unabhängig von der Exekutive funktionieren müssen, sowie die Übernahme von Kontrolle über sie gefährdet die Gewaltenteilung. Unabhängige Gerichte und unabhängige Medien bilden das Fundament der demokratischen Rechtsordnung.

Wir vertrauen auf die demokratischen Institutionen und die Zivilgesellschaft in Polen. Es ist zunächst deren Aufgabe, fragwürdige Entwicklungen zu benennen und nach Lösungen zu suchen. Deshalb rufen wir die polnischen Medien auf, einen Beitrag zu einer zivilisierten politischen Auseinandersetzung zu leisten und keine Feindbilder aufzubauen – nach innen wie



Dunkel der historische Hintergrund, umso bedeutsamer im Vordergrund die Gemeinsamkeit der Regierungschefinnen Angela Merkel und Ewa Kopacz in der Gedenkstätte Kreisau. Wenngleich die eine mittlerweile hat weichen müssen, darf das Bild deutsch-polnischer Beziehungen nicht eingetrübt werden, meinen die Experten der deutsch-polnischen Kopernikus-Gruppe

Bild: Getty Images

nach außen. Uns beunruhigen aber auch pauschalisierende und die Entwicklung vorwegnehmende Reaktionen in der deutschen Öffentlichkeit und in Medien. Zum Beispiel Äußerungen der Art, aufrechte Demokraten dürften nun nicht mehr nach Polen fahren oder man müsse Polen durch den Entzug von EU-Mitteln auf den rechten Pfad „zwingen“. Wir betrachten die kursierenden Vorschläge, Partnerschaften aufzukündigen – ob von Schulen, Städten oder NGOs – als Verweigerung von Vertrauen und Kooperation in einer Phase, in der sie besonders gefordert sind und die junge Generation inspiriert werden sollte, Kontakte mit dem Nachbarland zu knüpfen. Das in den letzten beiden Jahrzehnten aufgebaute gegenseitige Vertrauen lässt sich viel zu rasch untergraben, wenn wir vorschnell Entscheidungen treffen und emotional reagieren. Verlorenes Vertrauen gegenseitig wiederzugewinnen kostet viel Zeit und Energie.

Es ist zu begrüßen, dass die deutsche Bundesregierung sich in dieser Übergangszeit mit öffentlichen Stellungnahmen zurückhält. Äußern sollte sie sich dann, wenn ein

enger und bewährter Partner tatsächlich europäisches Recht brechen sollte.

Die politischen und gesellschaftlichen Kräfte sollten das bevorstehende Jubiläum des bilateralen Vertragswerks nutzen, um den strategischen Nutzen einer deutsch-polnischen Kooperation für die Stabilität und die Lösung von Problemen in der EU zu beweisen – nicht nur im Rückblick auf die letzten 25 Jahre, sondern vor allem auch für die gemeinsame europäische Zukunft.

Polen braucht Deutschland, um eine entscheidende Rolle in Europa und in den transatlantischen Beziehungen spielen zu können. Deutschland braucht Polen, wenn es die Grundlage seiner gestaltenden Kraft zugunsten der europäischen Einheit erhalten soll: Das heißt, von Freunden umgeben zu sein. Wie riskant es für Deutschland ist, in der EU fast allein zu stehen, zeigt die aktuelle Flüchtlingskrise. Hier ist Deutschland auch auf Polen angewiesen. Richtig verstandene Solidarität wird aus Eigennutz im besten Sinne gewährt, sie hilft beiden: Deutschland und Polen.

(KK)

„Land des Segens“ – und des Transits

In Siebenbürgen fand immer schon statt, was heute in Europa brennt

„Alte Heimat, neue Heimat“ heißt der Bereich der Dauerausstellung des Siebenbürgischen Museums auf Schloss Horneck in Gundelsheim, der sich mit dem Heimatbegriff und der Migrationsgeschichte der Siebenbürger Sachsen nach 1945 auseinandersetzt. Bis zum 17. April 2016 wird der aktuelle Themenkomplex der Migration am Beispiel Siebenbürgens auch in der neuen Sonderausstellung unter dem Titel „... weil Leben wandern heißt. Siebenbürgische Migrationsgeschichte(n)“ aufgegriffen. Sie wird durch die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien gefördert.

Das Land im Karpatenbogen war schon in der Frühgeschichte ein Ort, an dem immer wieder Wanderungsbewegungen stattfanden. 106 n. Chr. eroberten die Römer das Gebiet. Während der Völkerwanderung herrschten Goten, Hunnen, Gepiden und Awaren. Slawische Stämme siedelten sich ab der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts an. Die Ausstellung startet mit dem Zeitpunkt, als das historische „Siebenbürgen“ infolge der Eingliederung des Landes in das ungarische Königreich und der Anwerbung deutscher Siedler im 12. Jahrhundert, der späteren Siebenbürger Sachsen, entstand.



Innehalten: Der auffallend weite und hohe Himmel in dieser Darstellung der siebenbürgischen „Haupt- und Hermannstadt“ und die Haltung des Betrachters legen nahe, was heutzutage fehlt

Bild aus der Ausstellung

Ein Schwerpunkt liegt in den Ein- und Auswanderungsbewegungen nach und aus Siebenbürgen vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Anhand symbolhafter Einzelobjekte wird deutlich, dass Migration keine Erfahrung der gegenwärtigen Gesellschaft ist, sondern aus unterschiedlichen Beweggründen zu allen Zeiten stattgefunden hat. Die wechselvolle Geschichte Siebenbürgens gilt als ein hervorragendes Beispiel.

Ein interessantes Kapitel sind die Einwanderungswellen von Badenern und Württembergern in der Mitte des 18. beziehungsweise 19. Jahrhunderts. Diese Menschen verließen größtenteils aus wirtschaftlicher Not ihre Heimat und ließen sich in Siebenbürgen nieder. Weitere Ausstellungsbereiche beschäftigen sich mit der „Auswanderung in die USA“ und mit der „Einwanderung der Hutterer“.

Die Ausstellungsveranstalter gehen davon aus, dass aus der historischen Dimension des Themas heraus die Besucher an einigen Stationen durchaus Bezüge zur aktuellen Migration nach und innerhalb Europas herstellen können. So gibt es neben den klassischen Präsentationen in einem zweiten Ausstellungssaal einen Mitmach-Bereich. Hier haben Interessierte die Möglichkeit, eigene Migrationsgeschichten in künstlerischer oder schriftlicher Form zu hinterlassen. Persönliche Migrationserfahrungen können auch durch ein Selbstporträt, eine Erzählung oder ein Gedicht mitgeteilt werden. All das führt dazu, dass die Ausstellung auf originelle Weise täglich mit neuen Aspekten des nach wie vor nachgerade schmerzlich aktuellen Themas erweitert und bereichert wird.

(KK)

Reime auf Tod, Not und Brot

In Görlitz kann man sie sich hundertfach machen

Die aktuelle Sonderausstellung des Schlesischen Museums zu Görlitz, „Die große Not. Erinnerung an das Kriegsende 1945 und den Neubeginn in Görlitz und Zgorzelec“, ist durch das Engagement vieler Privatpersonen sowie Görlitzer Vereine und Institutionen zustande gekommen. Um das Thema möglichst facettenreich darstellen zu können, gibt es ein ergänzendes Begleitprogramm sowie die detaillierte Internetpräsentation einiger Leihgaben mit ihrer jeweiligen Geschichte. Die große Publikums-Resonanz des Aufrufes zum Mitmachen zeigt einmal mehr, dass die Erinnerung an die Ereignisse in den letzten Wochen des Zweiten Weltkrieges und an den schweren Alltag in den Nachkriegsjahren auch nach 70 Jahren immer noch gegenwärtig ist.

Das Ausstellungsprojekt umfasst verschiedene Andenken, Alltagsgegenstände, Fotografien, Dokumente und Erinnerungsberichte vom Ende des Zweiten Weltkrieges und aus den Nachkriegsjahren. Unter den weit mehr als 100 Exponaten befinden sich viele Dinge, die für die Leihgeber vor allem einen großen ideellen Wert haben.

Die Ausstellungsstücke sind drei thematischen Bereichen zugeordnet: „Vater ist im Krieg geblieben. Tote des Krieges und der Nachkriegszeit“, „Kälte, Schmerzen, Hunger und kein warmes Bett. Evakuierung und Flucht“ sowie „Jetzt sind wir daran, die Rechnung zu bezahlen. Vertriebene in Görlitz“.

Einige Objekte haben auch einen hohen materiellen Wert, wie etwa der vom Bistum Görlitz zur Verfügung gestellte Bischofsstab von Adolf Kardinal Bertram (1859–1945). Die Gestaltung des Hirtenstabs, rechts im Bild, ist romanischen Vorbildern entlehnt. Die am Knauf dargestellten Schlangen sollen das Böse abwehren, während der

Stab in die Mitte führt, wo sich ein Kreuz und darin ein roter Rubin befinden. Nach dem Tode Kardinal Bertrams im Juli 1945 wurde Ferdinand Piontek Kapitelsvikar – das heißt Interimsverwalter des Bistums.



Kostbares Hirtenwerkzeug: Bischofsstab von Adolf Kardinal Bertram

Bild: Schlesisches Museum zu Görlitz

Zur Sonderausstellung im Schlesischen Museum zu Görlitz findet ein umfangreiches deutsch-polnisches Vortragsprogramm statt. Die Veranstaltungen werden in Kooperation mit der Kulturreferentin für Schlesien, Miejski Dom Kultury w Zgorzelcu und Meetingpoint Music Messiaen e. V. abgehalten.

Am 9. Januar 2016 ist im Europäischen Zentrum auf dem Stalag-Gelände, Kozlice 1, Zgorzelec, ein Vortrag am historisch-musikalischen Wochenende des Meetingpoint Music Messiaen e. V. anberaumt. Thomas Warkus und Renata Kobylarz-Buła

sprechen über das System der deutschen Kriegsgefangenenlager und die Geschichte des Lagers Lamsdorf. Am 27. Januar referiert Dr. Martina Pietsch im Schlesischen Museum zu Görlitz zum Thema „Krieg und Hunger“. Am 25. Februar ist Dr. Jasper von Richthofen zu Gast im SMG. Er spricht über „Kriegsverlust und Beutekunst. Der schwierige Umgang mit kriegsverlagerten Kulturgütern des Kulturhistorischen Museums Görlitz“.

Die Sonderausstellung „Die große Not“ ist in Görlitz bis zum 24. Juli 2016 zu besichtigen.
(KK)

„... schwankt sein Charakterbild“?

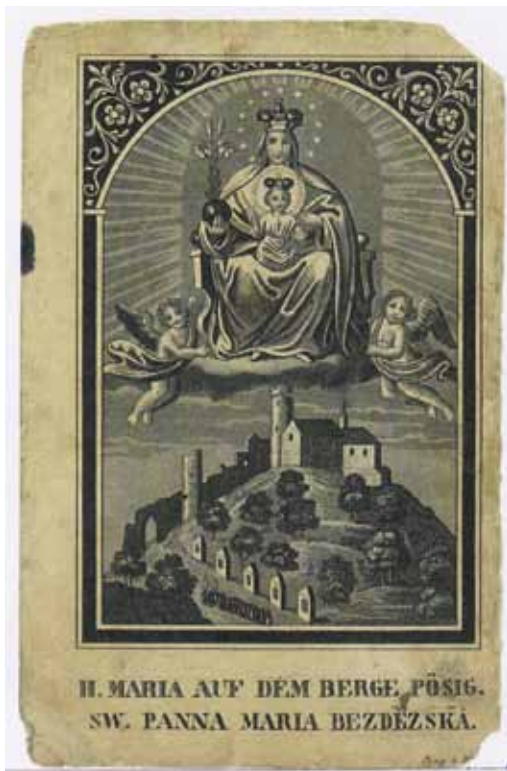
Wallenstein ist nicht lediglich eine Gestalt Friedrich Schillers, er ist auch ein europäisches Omen

„Gibt es ein größeres (ein besseres?) Drama in der deutschen Literatur?“, fragt Norbert Oellers in einer Abhandlung zu Friedrich Schiller. Im Düsseldorfer Schauspielhaus gab es in Zusammenarbeit mit dem Staatstheater Erfurt und Dominique Horwitz in der Titelrolle eine imposante fünfständige Premiere.

Der kaiserliche Oberbefehlshaber Albrecht Eusebius Wenzel von Waldstein, Herzog von Friedland und Mecklenburg, Fürst von Sagan, ist durch Schiller zu unvergänglichem Ruhm gekommen, wie er ihn durch seine militärischen Taten, seinen ungewöhnlichen politischen Aufstieg und sein gewaltsames Ende allein wohl nie erreicht hätte. Auch nach Schiller haben Historiker und Schriftsteller immer wieder seine Geschichte und sein Schicksal beschrieben, in unterschiedlicher Bewertung und mit verschiedenen Schwerpunkten. Darunter sind bekannte Namen wie die Historiker Leopold von Ranke, Josef Pekar, Hellmut Diwald und Golo Mann oder die Schriftsteller Ricarda Huch und Alfred Döblin. Ein

Überblick oder gar eine Beurteilung dieser zum Teil voluminösen Werke – Josef Pekar 700, Golo Mann fast 1200 Seiten – ist kaum zu leisten, zumal sie sehr verschieden angelegt sind. Ricarda Huch etwa zitiert ausgiebig aus Wallensteins Briefwechsel mit seinem Schwiegervater Karl von Harrach, dessen Tochter Isabella er in zweiter Ehe geheiratet hatte, und anderen Briefen. Sie ergeht sich jedoch in Spekulationen über sein Verhältnis zu Frauen und hält es wegen seiner recht späten zweiten Heirat für möglich, dass sich „seine geschlechtliche Sinnlichkeit aufgelöst“ hatte.

Da die tschechische Herkunft der „Waldsteine“ und ihre enge Verbindung zu Mähren und Böhmen unbestritten ist, muss das gewichtige Werk „Wallenstein. 1630–1634. Tragödie einer Verschwörung“ des tschechischen Historikers Josef Pekar, 1895 in tschechischer Sprache und erst 1937 in deutscher Übersetzung in Berlin erschienen, besonderes Interesse wecken. Pekar hält die Wallensteinsche „Verschwörung“ für erwiesen und führt dafür die abgefän-



Hier saßen die „Waldsteine“: Stammburg mit reichem Segen

Bild: der Autor

genen Briefe unter anderem des Grafen Schaffgotsch, der böhmischen Emigranten Kinsky, Thurn, A. Schlieff, des Rašín von Riesenburg und Aussagen Wallensteins selbst an. Er wendet sich deutlich gegen deutsche Historiker wie Friedrich Förster oder Leopold von Ranke, die Wallensteins Friedensziele gewürdigt, dessen eigensüchtige Absichten, antihabsburgischen Bestrebungen sowie die Unterstützung der böhmischen Exulanten jedoch zu wenig berücksichtigt hätten. Er beruft sich dabei auch auf den sächsischen Feldmarschall von Arnim, mit dem Wallenstein vielfältige Verbindungen pflegte.

Pekars Darstellung ist schwere Kost, weil er über Seiten hinweg aus den originalen Korrespondenzen zitiert. An negativen Urteilen über Wallensteins Persönlichkeit herrscht bei ihm kein Mangel, und immer

wieder kritisiert er Handeln oder auch Zögern des Generals mit starken Worten. Aber: Die Wallensteinsche Verschwörung „gehört zu den erregendsten Episoden der böhmischen Geschichte“.

Für die politischen Ziele des Feldherrn ist die von dem brandenburgischen Oberst von Burgsdorff 1633 festgehaltene Erklärung von Bedeutung: 1. Dass in dem ganzen Römischen Reich ein allgemeiner durchgehender Frieden solle geschlossen werden. 2. Dass alle Religionen „meniglichen freygelassen und unturbieret“ werden sollen. 3. Dass „alle und jede, so von dem irigen verjagt und vertriben worden, genzlichen restituiert werden soll“. Da sich in den letzten Jahren die Feldzüge Wallensteins und seiner Generäle auch in Schlesien abspielten, sollte der Leser dieses Werkes gut über die schlesische Geographie unterrichtet sein, denn wer weiß heute schon auf Anhieb, wo Sagan, Steinau, Striegau oder Schweidnitz liegen?

Auf das vergnüglich zu lesende Buch Golo Manns über Wallenstein (1971), in dem er dessen Leben erzählt und das wohl kaum überboten werden kann, wird hier nicht weiter eingegangen. Stattdessen folgen wir den historischen Spuren in Böhmen und darüber hinaus

Die Adelsfamilie der Waldsteine wird schon im 12. Jahrhundert unter König Ottokar Przymisl genannt und in den folgenden Jahrhunderten immer wieder. Die Stammburg Waldstein befindet sich zwischen Turnau und Groß Skal im Bunzlauer Kreis, aber der Vater Wallensteins, aus einer zahlreichen Familie, erbte Schloss und Gut Hermanitz bei Königinhof an der Elbe. 1930 hatte dieses Dorf überwiegend deutsche Einwohner. Wallenstein verlor früh seine Eltern und hatte einen Onkel auf Schloss Koschumberg als Vormund, der ihn die Lateinschule im schlesischen Goldberg und die Universität Altdorf bei Nürnberg besuchen ließ. Nach einer Kavaliertour leistete er Militärdienst in der kaiserlichen Armee in

Ungarn und stieg im Dienste des späteren Kaisers Matthias zum Kämmerer auf.

Obwohl ursprünglich protestantisch, trat er zum katholischen Glauben über und heiratete die sehr reiche Witwe Lukretia von Wickow, die aber schon 1614 verstarb. 1618 stand er auf der Seite Kaiser Ferdinands II., stellte auf eigene Kosten ein Heer auf und erwarb nach der Niederlage des Winterkönigs und der protestantischen Stände (1620 Schlacht am Weißen Berg) 58 Herrschaften von Friedland in Nordböhmen bis Weißwasser. Es folgte die Erhebung zum Grafen, Fürsten, Herzog von Friedland und Beförderung zum Generalissimus. Nach seinen militärischen Erfolgen im Kampf gegen Mansfeld und Dänemark wurde er auch noch Herzog von Mecklenburg und damit Reichsfürst. Dieser steile Aufstieg und seine Macht als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres hatte die Feindschaft

des Kurfürsten Maximilian von Bayern und der Reichsstände zur Folge, sodass ihn der Kaiser absetzen musste. Dies sollte Wallenstein den Bayern nie verzeihen und später durch passives Verhalten beim schwedischen Vormarsch in Bayern vergelten.

Das schwedische Eingreifen und die schwedischen Siege über General Tilly nötigen den Kaiser zur Wiederberufung Wallensteins, dem er fast unumschränkte Vollmacht bei der Kriegsführung einräumen muss. Der blutigen und verlustreichen Schlacht bei Lützen (1632) folgen keine weiteren größeren Aktionen Wallensteins, wenn man von der Entsetzung der Festung Breisach und dem Sieg beim schlesischen Steinau absieht. Stattdessen sind zahlreiche politisch-diplomatische Aktivitäten des kriegsmüden und kranken Feldherrn zu verzeichnen, die das Misstrauen in Wien und München hervorrufen. Wallenstein rechtfertigt seine Untätigkeit mit militärischen Gründen, verfolgt aber letztlich eine eigene Politik, die über seinen militärischen Auftrag hinausgeht. Pilsen und Eger im westlichen Böhmen sind schließlich die Endstationen seiner Macht und seines Lebens, wodurch auch das Herzogtum Friedland eine Episode bleibt.

Als geächteter Hochverräter wird er über den Tod hinaus verfolgt und sein Besitz an die kaisertreuen Generäle vergeben, die sich wie zum Beispiel Gallas im sudeten-deutschen Friedland festsetzen, Aldringer in Teplitz, Coloredo auf Opocno usw. Die protestantischen Emigranten bleiben aus den wieder fest unter kaiserlich-katholischer Herrschaft stehenden böhmischen Ländern ausgeschlossen. Wallensteins Leichnam wird erst 1785 in der St. Annenkapelle im Schlosspark von Münchengrätz beigesetzt, nachdem er über 150 Jahre in der Kartause von Walditz bei Jitschin, seiner ehemaligen Residenzstadt, geruht hatte.

Rüdiger Goldmann (KK)



Ja, so warn's: Im nordböhmischem Friedland fanden im Mai schon zum zwölften Mal Wallenstein-Festspiele statt

Bild: „Schlesien heute“

Geschichte geschieht immer wieder

Sogar Zeitgenossen bemühen sich nach Kräften darum



Die Queen adelt es mit ihrer Silhouette: Briefmarkenmotiv zum „Reenactment“ der Schlacht von Waterloo

Bild: der Autor

Am 18. Juni 2015 jährte sich die Schlacht von Waterloo oder Belle Alliance zum zweihundertsten Male. Napoleon war von seinem Verbannungsort, der Insel Elba, nach Frankreich zurückgekehrt und nahm den Kampf gegen die Alliierten, darunter Russland, Österreich, Großbritannien und Preußen, wieder auf. Seine Herrschaft der 100 Tage sollte in Waterloo zu Ende gehen, hier sollte er „sein Waterloo erleben“.

Zuvor war es am 16. Juni zur Schlacht von Ligny gekommen, die Napoleon gegen die Preußen unter dem 72jährigen Generalfeldmarschall Gebhard Leberecht von Blücher gewann. Die Preußen zogen sich unter ihrem „Marschall Vorwärts“ – am 3. Juni 1814 von König Friedrich Wilhelm III. zum Fürsten von Wahlstatt ernannt und mit dem

Gut Krieblowitz beschenkt – in Richtung Brüssel nach Wavre zurück, wo die preußische Nachhut am 18./19. Juni abermals eine Schlacht gegen die Franzosen verlor. Die Hauptarmee der Preußen schwenkte jedoch in einem Bogen nach Westen und konnte so am Spätnachmittag noch rechtzeitig in die Schlacht von Waterloo eingreifen, die die britisch-niederländischen Truppen unter Herzog Wellington beharrlich führten. Gemeinsam besiegten Blücher und Wellington den Kaiser der Franzosen in einer für beide Seiten äußerst blutigen Schlacht.

Nach keinem Schlachtenort wurden mehr Dörfer und Städte, Bahnhofsstationen, Flüsse und Berge, eine Universität usw. benannt als nach jener bei Waterloo. An die gefallenen preußischen Soldaten erinnert ein von Karl Friedrich Schinkel entworfenes Denkmal beim nahen Plancenoit; weitere deutsche Denkmale sind der Braunschweiger Löwe, das Hannoveraner Ehrenmal und das Denkmal des Grafen von Schwerin.

Auch zum zweihundertsten Jubiläum wurden Szenen der Schlacht von historisch kostümierten und eingewiesenen Darstellungsgruppen nachgestellt, ein sogenanntes Reenactment. Daran beteiligten sich fast 6200 Personen, darunter über 300 Reiter. Die meisten Teilnehmer kamen aus Deutschland, Großbritannien, Frankreich, Belgien und der Tschechischen Republik, einzelne Personen etwa aus Uruguay, der Mongolei, Südafrika, insgesamt aus 47 Ländern. Sie verkörperten in originalgetreuen Uniformen die unterschiedlichsten Truppen und Regimenter, die miteinander und gegeneinander marschierten und das historische Schlachtfeld in Pulverdampf hüllten; über das Internet konnte man live dabei sein.

Von den deutschen Truppen beteiligten

sich Formationen der Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer, Österreicher, Badener, Bayern, Sachsen, der Rheinruppen und natürlich auch der Preußen an der Schau. Von schlesischen Truppen wurden dargestellt die Schlesischen Husaren, das 1. Schlesische Landwehr Infanterie-Regiment/III., das 47. Infanterie-Regiment von Grawert (Festung Glatz), das Schlesische Grenadier-Bataillon und das Schlesische Schützen-Bataillon. Es beteiligte sich auch der Verein Schlesische Landwehr Schkeuditz. Am beliebtesten ist jedoch das 5. Schlesische Landwehr-Infanterie-Regiment, das von der Blankenburger Traditionsgemeinschaft e. V., einer Gruppe aus Maxen in Sachsen, dargestellt wurde

– und von einer Gruppe aus Polen! Völkerverständigung über Preußen auf dem Schlachtfeld von Waterloo.

Doch ist Waterloo auch ein europäischer „Erinnerungsort“? Briefmarken sind offizielle Erinnerungszeichen, und so zeigt der belgische Block in der Reihe der Feldherren auch Blücher, gedenkt der britische Block des 4. Korps des 15. Preußischen Infanterie-Regiments. In Deutschland gab es kein offizielles Erinnerung, keinen Dank des Vaterlandes. Immerhin schaffte es die deutsche Botschaft in Brüssel, pünktlich zum Jubiläum die deutschen Denkmale zu renovieren, darunter auch das preußische.

Ulrich Schmilewski (KK)

Stifter stiftet



Der Adalbert Stifter Verein vergibt in Zusammenarbeit mit Kulturallmende München und dem Adalbert Stifter Zentrum Oberplan, gefördert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien und die Bayerische Staatskanzlei, im Jahr 2016 zwei weitere Aufenthaltsstipendien von jeweils vier Wochen im Geburtsort Adalbert Stifters in Oberplan/Horní Planá, Südböhmen, das erste für Frühjahr 2016 (April/Mai), das zweite für Herbst 2016 (Oktober/November).

Zur Verfügung steht ein Appartement, 200 Meter von Stifters Geburtshaus entfernt. Die Stipendiaten haben die Möglichkeit, sich vier Wochen lang vom Genius loci inspirieren zu lassen und zu schreiben. Gegenleistung: eine öffentliche Lesung in Südböhmen und ein Beitrag (Erzählung, Gedichte, Tagebuchnotizen) für einen Sammelband mit Texten aller Stipendiaten, der im Herbst 2018 erscheinen soll. Jeder Stipendiat erhält ein Honorar von 1000 Euro sowie Reisekosten und Verpflegungsgeld.

Bewerben können sich Autorinnen und Autoren, die ihren Wohnsitz in Bayern haben oder längere Zeit in Bayern gelebt haben. Erforderliche Unterlagen: Lebenslauf, Publikationsliste, Arbeitsprobe (vier bis fünf Seiten Prosa oder vier bis fünf Gedichte) sowie eine Schilderung des Arbeitsvorhabens für das Stipendium. Einsendung via Post oder Mail an Dr. Peter Becher, Adalbert Stifter Verein, Hochstraße 8, 81669 München, becher@stifterverein.de.

Die Auswahl erfolgt Ende Januar 2016 durch eine Jury.

(KK)

Im „schmalen Licht der Föhre“

Hanna Spiegel: Die Düne wandert. Facetten aus dem Leben und Werk der pommerschen Dichterin Gerda von Below. Elmenhorst 2015, 160 S. (Edition Pommern)

Der heute fast vergessenen Lyrikerin Gerda von Below widmet Hanna Spiegel eine detailreiche und oft persönlich geprägte Biographie. Gerda von Below wurde am 9. November 1894 in Saleske/ Zaleskie, einem kleinen Ort nahe der Ostsee im Kreis Stolp/Slupsk, geboren. Sie starb 1975 in Darmstadt.

Die Biographie Hanna Spiegels hebt ein Stück deutscher Kulturgeschichte ins Bewusstsein; die Mutter Gerda von Belows war Anna von Herder, eine Urenkelin des berühmten Kulturgeschichtsphilosophen Johann Gottfried von Herder (geboren 1744 in Mohrungen, Ostpreußen, gestorben 1803 in Weimar). Herder lebte seit 1776 in Weimar. Er war mit Goethe freundschaftlich verbunden. Seine Urenkelin Anna (Aennie) von Herder trug etwas von diesem Ort besonderer kultureller Ausstrahlung durch ihre künstlerischen Neigungen, ihr Interesse an allem Geistigen, ihr elegantes Auftreten und ihre persönlichen Verbindungen in das ländliche Gutshaus in Saleske. Denn dass die Familie von Below, zu der sie nun gehörte, sich der Verbindung zum berühmten Vorfahren bewusst war, geht schon daraus hervor, dass der Ehemann Walter von Below eine erhalten gebliebene, von Hanna Spiegel zitierte Postkarte an seine Frau adressierte mit: „Frau Aennie v. Below, geb. v. Herder“. Zu den Feierlichkeiten anlässlich Herders 150. Todestages im Jahr 1953 wurden denn auch mehrere Familienangehörige eingeladen – unter ihnen auch Gerda von Below, die einen Vortrag über die Familiengeschichte hielt und diesen mit einem Gedicht beschloss, das die Zusammengehörigkeit von Nationen und Völkern hervorhebt, ganz im Sinne Herders. Diese Erinnerung an die verwandtschaftliche

Verbundenheit Gerda von Belows mit Herder kann sicher nicht dem Nachweis vererbter dichterischer Begabung dienen, aber es fällt doch auf, dass Gerda von Below in ihren Dichtungen über den Rahmen von Beschreibungen und Verherrlichungen z. B. der geliebten Heimat hinaus stets die Verbindung des Irdischen mit dem Überirdischen herausstellte. Ebenso fällt auf, dass die Dichterin ein reges Interesse an sozialen Strömungen zeigte und daran durch Mitwirkung in Vereinen und Verbänden Anteil nahm. So trat sie z. B. den Rosenkreuzern bei und nahm diese Mitgliedschaft sehr ernst. All dieses erinnert an Herders weitverzweigte philosophische, künstlerische und soziale Tätigkeit.

Gerda von Belows Eintritt in die Welt des kulturellen Lebens begann 1909, als sie – zunächst in Begleitung ihrer Mutter – die geliebte pommersche Heimat verließ und in Weimar eine Ausbildung an einem Lyzeum begann. 1911 nahm sie in Berlin ein Musikstudium auf, und hier heiratete sie 1919 den Freiherrn Albrecht Treusch von Buttlar-Brandenfels.

Damit wurde Berlin der neue Mittelpunkt ihres Lebens. Hier begann ihr Aufstieg zu einer der bekanntesten deutschen Dichterinnen in der schwierigen Endzeit der Weimarer Republik und zu Beginn des Nationalsozialismus in den zwanziger und dreißiger Jahren.

Gerda von Below stand wie so viele Menschen den nationalsozialistischen Ideen zunächst nicht ablehnend gegenüber und feierte die Führungsbegabung Hitlers in Gedichten – vielleicht auch aus dem Glauben an eine wiedererstehende Gloriole des verlorenen Kaisertums. Doch trat sie entgegen ihrer sonst mehrfach bezeugten Neigung, sich Vereinigungen anzuschließen, nicht der NSDAP bei. Vielmehr wurde sie 1937 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Das bedeutete Berufsverbot und das Ende ihrer Präsenz im literarischen Leben. Ihr blieben nur Auftritte in privaten Zirkeln. Eine Ausnahme bildete lediglich das Erscheinen des Erzählbandes „Heimat des Bluts“, der fünf Auflagen erfuhr.

Die Biographie Hanna Spiegels verdeutlicht die Themenvielfalt der Dichtungen Gerda von Belows. Es entsprang ihrem Interesse an philosophischen Betrachtungen, aber auch an Sterndeutung, Mystik, Seelenwanderung, am Tod und am Eingang in das Sein nach dem irdischen Leben. Als besonderes Kennzeichen ihrer Dichtung kann die Verherrlichung von irdischer Schönheit in Verbindung mit dem ewigen Leben gelten. Dafür ist das Gedicht ein Zeugnis, dessen Anfangszeile Hanna Spiegel zum Titel ihres Buches macht. Daraus sollen einige Verse zitiert werden. Es ist zugleich eine Hommage Gerda von Belows an ihre pommersche Heimat und an die überwältigende Schönheit des Salesker Strandgebietes mit der Hoheit der Wanderdüne. Das Gedicht steht unter der Überschrift „Das Tal des Todes“:

*Die Düne wandert, du gewahrst es nicht.
Du bist das Tal und trinkst von ihrem Licht.
Du wiederholst im schmalen Licht der Föhre
Ihr hohes Schweigen, das sie schützend baut ...
Und endlich stehst du ganz in ihrem Kleid:
Und bist die stumme, weiße Ewigkeit ...*

Roswitha Wisniewski (KK)

werden zwei weitere Besuche, dabei Treffen mit polnischen Repräsentanten und Vertretern der deutschen Minderheit – leider mit widersprüchlichen Zahlenangaben – geschildert. Das Leid der aus Ostpolen nach Schlesien Vertriebenen und deren Anstrengungen zum Wiederaufbau werden gewürdigt. „Egal ob es deutsche oder polnische Tränen sind, es sind Tränen der Vertriebenen.“ Aber Gille sagt auch deutlich: Zuerst waren die Deutschen Täter, dann waren die Polen Täter. Teil IV gilt der „Botschaft der Dichter“. Zitiert und kommentiert werden schlesienbezogene Texte von Eichendorff, Freytag, Hauptmann, Bienek und Piontek.

Die Leser finden u. a. Reiseeindrücke aus Grünberg, Hirschberg, Kloster Leubus, Görlitz und Breslau. Zum ausführlichen Gespräch kommt es mit Sigrun Freifrau von Schlichting, die ohne Erlaubnis, aber auch ohne polnischen Widerspruch auf den weitgehend zerstörten Besitz ihrer Vorfahren zurückkehrte und ein Hotel errichtete. Warum, so fragt sie, „fahren so viele unserer Landsleute nach Mallorca, oder an die türkische Riviera? Haben sie vergessen, wie schön Schlesien ist oder Ostpreußen?“

Norbert Matern (KK)

„Verlorenheit in dem Verlorenen“

*Werner Gille: Dunkel ist des Heimwehs Farbe
– eine Geschichte von Flucht und Versöhnung.
Herbig Verlag München 2025, 301 S.*

Fast sechzig Jahre vergingen, bis der durch viele Bücher und Radiobeiträge bekannte weitgereiste Autor Werner Gille sich aufraffen konnte, seine schlesische Heimat zu besuchen. „Ich war gezeichnet durch die Flucht und reiste nun als Ausländer in meine 1945 zu 97 Prozent zerstörte Vaterstadt Glogau.“

Gille hat seinen immer wieder mit Reflexionen angereicherten Bericht in vier Teile gegliedert. Auf rund 130 Seiten geht es um eine unbeschwerte Jugend, die in letzter Minute angetretene dramatische Flucht und den Aufenthalt in Flüchtlingslagern. Teil II enthält die Geschichte „über das erste Wiedersehen mit Schlesien, meinen Schmerz, das Ende aller Illusionen, meine Verlorenheit in dem Verlorenen“. In Teil III

„Orte der Reformation“

Königsberg und das Herzogtum Preußen

In der Reihe „Orte der Reformation“ ist ein Heft erschienen, das sich dem Thema „Königsberg und das Herzogtum Preußen“ widmet. Die 92 Seiten starke Publikation mit über 80 Abbildungen ist von der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig veröffentlicht worden. Die Herausgeber – Pfarrer i. R. Lorenz Grimoni, Leiter des Museums Stadt Königsberg in Duisburg, und Dr. Andreas Lindner, Theologe am Martin-Luther-Institut der Universität Erfurt – stellen in dieser 18. Ausgabe der Reihe einmal mehr ihre hohe Fachkompetenz unter Beweis.

Dietrich Brauer, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche Europäisches Russland (ELKER), betont in seinem Vorwort: „Markgraf Albrecht von Brandenburg, persönlich mit Luther und Melanchthon befreundet, führte die Reformation im Ordensstaat ein. Damit löste er 1525 den alten Deutschordensstaat auf und grün-

dete das Herzogtum Preußen. Es wurde eine Kirchenordnung verabschiedet und die erste deutsche evangelisch-lutherische Landeskirche etabliert.“ Dr. Andreas Lindner erläutert, wie im günstigen Zusammenwirken Herzog Albrechts, der Bürger Königsbergs und des von Martin Luther entsandten Johannes Briesmann die Einführung der Reformation und der Aufbau der ersten evangelisch-lutherischen Landeskirche überhaupt begann. Lorenz Grimoni behandelt das Thema der „Glaubensflüchtlinge in Preußen seit der Reformation“. Die Flüchtlinge kamen anfangs aus den Niederlanden und aus Böhmen. Später waren es die calvinistischen Hugenotten aus Frankreich, die Mennoniten aus der Schweiz und nach 1731 die Salzburger Emigranten sowie englische und schottische Puritaner, die in Königsberg und in der Provinz eine neue Heimat gesucht und gefunden haben. Stephan Bitter, Superintendent i. R. und Lehrbeauftragter für Kirchengeschichte an der Universität Bonn, schildert in seinem Beitrag das Wirken der ersten Generation von Reformatoren in Königsberg. Klaus Plorin, evangelischer Gemeindepfarrer in Bayern, beschreibt Königsberg „als Ort evangelischer Kirchenlieder - Die himmlische Kunst der Musica“. Bei Michael Ludscheidt, Bibliotheksleiter im Augustinerkloster Erfurt und Germanist an der Universität Erfurt, steht die „Literatur in Königsberg zwischen Reformation und Barock“ im Mittelpunkt.

„Reformation in Königsberg und im Herzogtum Preußen“ ist auch der Titel der Ausstellung, die das ehrenamtliche Museumsteam um Lorenz Grimoni als „Abschiedsgeschenk“ für den Standort Duisburg wählte. Hintergrund ist, dass in der 18. Ausgabe der Publikation „Orte der Reformation“ zahlreiche Dokumente und Bilder aus den Beständen des Museums Stadt Königsberg erwähnt werden, die die Besucher bei einem Rundgang durch die Ausstellung in Duisburg betrachten können.

Zu den Besonderheiten der Präsentation gehören die erste Predigt des Bischofs Georg von Polentz sowie die erste preußische Chronik von Petri de Dusburg und eine wertvolle Bibel mit Bildern der Familie Luther. Eine Art „geistigen Mittelpunkt“ bildet die Darstellung des im Krieg zerstörten und wieder aufgebauten Königsberger Doms. Ergänzend ist der Dom zu Königs-

berg mit der 1924 eingerichteten Grabstätte als Modell aus dem Jahre 1968 zu sehen.

Zum Begleitprogramm der Reformations-Ausstellung in Duisburg gehörte der von Dr. Andreas Lindner gehaltene Vortrag über Albrecht von Brandenburg-Ansbach und die Reformation. In der Salvatorkirche Duisburg wiederum fand in Anlehnung an die Präsentation zur Lutherdekade ein Festgottesdienst mit Professor Dr. Margot Käßmann, der „Botschafterin für das Reformationsjubiläumsjahr 2017“, statt.

Es ist inzwischen bekannt, dass das Museum Stadt Königsberg in Duisburg nach seiner 47-jährigen Tätigkeit seine Pforten schließt und in das Ostpreußische Landesmuseum in Lüneburg umzieht. Ein letztes Mal zeigt man hier, so Klaus Weigelt, Vorsitzender der Stadtgemeinschaft Königsberg, bei der Vernissage, die europäische Strahlkraft der früheren Provinzhauptstadt Ostpreußens im Rahmen einer Ausstellung. Doch Königsberg soll auch weiterhin in Duisburg „zu Hause“ sein. Da sich die Stadt zum Fortbestand der Patenschaft bekannt hat, wird langfristig ein Patenschaftsbüro betrieben werden. Außerdem wird weiterhin der „Königsberger Bürgerbrief“ erscheinen, der über Themen zur Stadtgeschichte, über Ereignisse und Personen vor 1945, über Entwicklungen im heutigen Kaliningrad sowie über die Tätigkeit der Stadtgemeinschaft Königsberg informiert.

Die Verbindung der Stadt Duisburg mit Königsberg geht auf das Jahr 1951 zurück, als die Patenschaft für die geflüchteten und vertriebenen Bürger übernommen wurde. Die am 5. Dezember 1992 im Kultur- und Stadthistorischen Museum am Johannes-Corputius-Platz eröffnete Museumseinrichtung löste das am 20. Oktober 1968 gegründete Museum Haus Königsberg ab. Die Betreuung des Hauses übernahm die Stadtgemeinschaft Königsberg mit der Stiftung Königsberg in Zusammenarbeit mit der Stadt Duisburg. Der heute 76-jährige Museumsleiter Lorenz Grimoni und sein inzwischen gealtertes Team sind überzeugt, dass die Arbeit an den gewachsenen Sammlungsbeständen des Hauses und die Koordinierung grenzüberschreitender Projekte in den Händen der jüngeren Mitarbeiter in Lüneburg bestens aufgehoben sind.

Dieter Göllner (KK)

Baltikum, geballt

Studenten-Seminar in Libau/Liepaja

Mit großer Freude begrüßten uns die Leitung der Universität in Libau/Liepaja, 30 lettische Studenten und etwa zehn interessierte Gäste zu unserem 13. Baltischen Studenten-Seminar. Wie in den vergangenen Jahren begann Dr. Tilmann Plath (Universität Greifswald) die Tagung mit einer Einführung in die baltische Geschichte, die im 12. Jahrhundert mit der Christianisierung begann. Ruta Brusbarde ging mehr in die Tiefe, indem sie mit Altlivland begann und die Zeit des Mittelalters bis etwa 1561 behandelte. Im dritten Vortrag befasste sich Dr. Manfred von Boetticher mit der Hanse und dem deutschen Anteil an ihr. Durch die Hanse wurde Lettland stark mit dem Westen Europas verbunden und profitierte wirtschaftlich sehr stark. Besonders Riga erblühte durch den verschiedenartigen Handel mit der Hanse.

Der Theologe und Pastor Dr. Gundars Ceipe (Riga) berichtete von der sehr frühen Reformation, die von Deutschland (Lübeck, Königsberg, Rostock) aus ins Baltikum getragen wurde und in der Petri-Kirche, Riga, bereits 1522 manifestiert wurde. Dr. Ceipe erklärte den jungen Menschen auch, was Glaube ist und wie man ihn finden und leben kann. In das Herzogtum Kurland und Semgallen führte Professor Dr. Marite Jakovleva (Universität Riga) sehr detailliert ein. Kurland war und ist eine wichtige Region im Baltikum. Heute gehört es zu Lettland. Professor Dr. Ineta Balode (Universität Riga) behandelte sehr anschaulich die Bedeutung der deutschen Sprache für Lettland und ihre Entstehung. Spezialist für die Herrnhuter im Baltikum ist Professor Dr. Gvido Straube (Universität Riga). Er erklärte ihre Bedeutung für Livland und den Zusammenhang mit dem nationalen Erwachen der Letten. Über die Zeit der ersten Selbständigkeit des Landes von 1918 bis 1939 berichtete anschließend Dr. Plath.

Am letzten Seminar-Tag erfuhren wir von Dr. Raimonds Ceruzis (Universität Riga), was in der Zwischenkriegszeit im selbständigen Lettland geschah. Die Deutschen wurden ihrer Vormachtspositionen enthoben, wurden enteignet und hatten Schwierigkeiten, weiter ein normales Leben zu führen. Viele Deutschbalten verließen bereits 1920 das Land, weil sie keine Existenzgrundlage mehr hatten. Mit der Umsiedlung der

Deutschen in den Warthegau 1939 entstanden auch für Lettland große Schwierigkeiten im Wirtschafts-, Kultur- und Bildungswesen. Es fehlten die entsprechend Ausgebildeten.

Dr. Janis Keruss (Universität Riga) sprach über die dramatischen Fluchtwege der Fischer aus Lettland, die während der langen Okkupation durch die Sowjets immer wieder versuchten, nach Schweden zu gelangen. Ihr Schicksal ist nur wenig bekannt, umso interessanter waren die Ausführungen gerade für die junge Generation, die mit derartigen Berichten selten konfrontiert wird.

Wie die Seminare in den zwölf Vorjahren bedeutete das diesjährige wieder eine sehr wichtige und notwendige Bildungsbereicherung. Jeder Student erhielt ein Zertifikat, das ihm für eine weitere Fortbildung sicher behilflich sein wird. Der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien sei deshalb für die finanzielle Unterstützung, die dieses Seminar ermöglicht hat, herzlich gedankt.

Babette von Sass (KK)

Satire als Instrument der Humanität

Erich Pawlu erhielt den Gryphius-Preis

Der Schriftsteller und Publizist Erich Pawlu ist in Düsseldorf mit dem renommierten Andreas-Gryphius-Preis für sein Gesamtwerk ausgezeichnet worden. Damit steht der Dillinger Buchautor und Satiriker in einer Reihe mit Schriftstellern wie Siegfried Lenz, Wolfgang Koeppen, Otfried Preußler, Peter Härtling und Walter Kempowski.

Erich Pawlu stammt aus dem nordmährischen Frankstadt (heute Novy Malin). Von 1959 bis 1996 unterrichtete er Deutsch, Geschichte, Erdkunde und Sozialkunde am Johann-Michael-Sailer-Gymnasium Dillingen. 20 eigene Bücher und 23 000 Einzelveröffentlichungen brachten ihm schon bisher mehrere Literaturpreise ein. Für sein kulturelles Schaffen wurde er 2011 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Gekürt werden die Gryphius-Preisträger nach strengen Kriterien von einer Jury der Künstlergilde Esslingen. Deren Bundesvorsitzender Hansjürgen Gartner und Professor Dr. Winfrid Halder, Direktor des Gerhart-Hauptmann-

Hauses Düsseldorf, würdigten im Rahmen einer Feierstunde den Rang Erich Pawlus als Meister der Erzählkunst und der konstruktiven Ironie. In der Laudatio der Germanistin und Mediävistin Dr. Helga Unger, München, hieß es: „Erich Pawlu ist ein Schriftsteller, der die allgemein menschlichen und die drängenden Probleme im überzeitlichen Geist des wahrhaft Humanen in vollendeter Sprachkunst zum Ausdruck bringt. Erich Pawlu verfügt als Schriftsteller über eine scharfe Beobachtungsgabe, einen ausgeprägten Sinn für Situationskomik und die Lust am Durchkomponieren, gepaart mit einer humanistischen Grundhaltung.“ Inhaltlicher und künstlerischer Reichtum seien vergleichbar mit dem des Werks von Joachim Ringelnatz, Kurt Tucholsky, Erich Kästner und Eugen Roth.

In seiner Dankesrede verwies Erich Pawlu auf sein frühes Verständnis für das Werk des Barockdichters Andreas Gryphius: „Meine eigene Erfahrung von Krieg und Vertreibung erleichterte mir den Zugang zu den elegischen Gryphius-Gedichten, die unter dem Eindruck des Drei-ßigjährigen Krieges entstanden.“ Erich Pawlu bedankte sich bei seiner Frau sowie bei Freunden und Wegbegleitern für Unterstützung und Förderung. Seine Rede schloss er mit einem Sonett, „das sich in die Weltsicht des Andreas Gryphius zwischen der Erkenntnis ‚Es ist alles eitel‘ und der Lebenslust im ‚Peter-Squenz‘-Spiel einfüllen will und zugleich augenblickliche Empfindungen in barocke Form kleidet“.

Erich Pawlu

Danksonett

***Wer schön und feierlich / in Gerhart Hauptmanns Schatten
dem großen Gryphius / zur Seite wird gestellt,
der spürt mit einem Mal / tief unter den Krawatten,
dass Leben schön sein kann / in einer harten Welt.***

***Er findet plötzlich gut, / trotz dunklem Hintergrunde,
was um ihn her geschieht. / Und gegen alle Trends
fühlt er sich angeregt / in dieser frohen Runde
zu unbeschwertem Spiel nach Art von Peter Squenz.***

***Zwar weiß auch er genau, / die Erde wird sich drehen,
sodass der Tagesruhm / in kurzer Zeit vergehen
und in den tiefen Fluss / der Lethe sinken muss.***

***Doch einmal wurde er / im Laufe schöner Stunden
in Düsseldorf mit Glanz / und urkundlich verbunden
dem Meister des Barocks: / Andreas Gryphius.***

(KK)

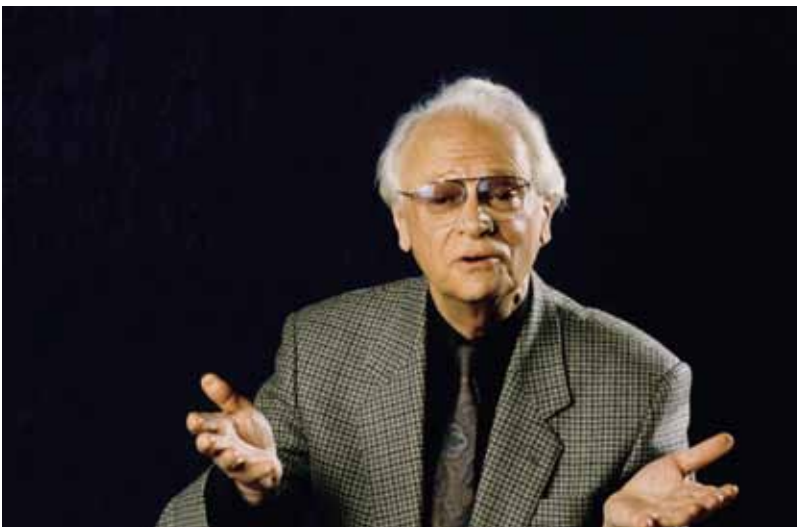
Von der Weigerung, Opfer zu sein

Ephraim Kishon wird im „Großen Sendesaal des Hauses der Heimat“ in Stuttgart so gefeiert, wie es ihm gefallen hätte

Der „Blaumilchkanal“, die „beste Ehefrau von allen“ und ein „Humorcomputer“ sind Begriffe, die sich mit seinem Namen untrennbar verbinden, mit Ephraim Kishon, dem bedeutendsten israelischen Schriftsteller seiner Zeit. Seine etwa 700 Bücher, übersetzt in 37 Sprachen mit einer Auflage von insgesamt 43 Millionen – davon 33 Millionen in deutscher Sprache – haben ihn weltweit als Satiriker und Protagonisten des „typisch jüdischen Humors“ bekannt und beliebt gemacht. Im Rahmen der alljährlich im November in Stuttgart stattfindenden Jüdischen Kulturwochen wurde in einer musikalisch-szenischen Revue mit Lesungen aus seinen Werken im Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg an ihn erinnert.

Die Sopranistin Iris Marie Kotzian, ausgezeichnet unter anderem mit dem Förder-

preis der Sudetendeutschen Landsmannschaft für darstellende und ausübende Kunst im Jahr 2005, ihr Begleiter am Klavier Christoph Weber, die künstlerische Rundfunksprecherin und Sängerin Katja Schild und der Moderator und Schauspieler Jerzy May ließen das Leben und das Werk Ephraim Kishons in einer fingierten Radiosendung aus dem „Großen Sendesaal des Hauses der Heimat in Stuttgart“ lebendig werden. Hörfunkartig gestaltete Szenen aus Sprache, Klavierbegleitung, Gesang und mit den Stimmen erzeugten Geräuschen schufen ein unterhaltsames Porträt des unermüdlischen Schriftstellers, der in Kurzgeschichten, Theaterstücken, Drehbüchern und Hörspielen vor allem die bürokratischen und menschlichen Schwächen im israelischen Alltag und in seinem Familienleben humoristisch aufspießte.



*Was soll man da sagen?, fragt einer, der stets etwas zu sagen wusste:
Ephraim Kishon*

Bild: Wikimedia Commons

Dabei war das Leben Ephraim Kishons, das in Form eines Rundfunkinterviews von Katja Schild und Jerzy May aufgrund von Original-Zeitungsinterviews mit ihm vorgestellt wurde, alles andere als lustig und witzig. Am 23. August 1924 in Budapest mit dem Namen Ferenc Hoffmann als Sohn jüdisch-ungarischer Eltern geboren, habe er sich als Ungar gefühlt, ganz „deutsch“ ausgesehen und von Antisemitismus nur gehört. Aber im Jahr 1942 sei sein Vater und im Jahr 1944 er als Abiturient in ein Arbeitslager verschleppt worden. Im Jahr 1945 wurde er nach der Flucht aus einem Gefangenentransport nach Polen erneut – diesmal von Russen – aufgegriffen und mit vielen anderen Juden in Richtung Gulag transportiert. Dabei konnte er wiederum entkommen, die meisten Angehörigen seiner Familie aber sind in den Gaskammern in Auschwitz ermordet worden. Aus dem inzwischen kommunistischen Budapest floh er mit seiner ersten Frau und dem neuen Namen Ferenc Kishont über Pressburg und Wien nach Italien und wanderte von dort im Jahr 1949 mit einem Flüchtlingsschiff nach Israel aus. Bei der Einreise in Haifa erhielt er von den dortigen Zollbeamten den Namen Ephraim Kishon verpaßt.

Im Jahr 1952 begann er in hebräischer Sprache für die größte israelische Tageszeitung, „Ma'ariv“, zu schreiben. Mit der Auszeichnung seiner ersten Satirensammlung „Drehn Sie sich um, Frau Lot“ durch die „New York Times“ im Jahr 1959 begann Kishons internationale Karriere. Seit dem Jahr 1966 erschienen die Bücher von Ephraim Kishon in der Verlagsgruppe Langen Müller Herbig Nymphenburger des in Eger geborenen Verlegers Herbert Fleissner, Träger des Großen Sudetendeutschen Kulturpreises 1994.

In Budapest 1924 mit dem Namen Ferenc Hoffmann als Sohn jüdisch-ungarischer Eltern geboren, habe er sich als Ungar gefühlt, ganz „deutsch“ ausgesehen und von Antisemitismus nur gehört.

In Kishons pointenreichen Geschichten werden nicht nur allgemeine menschliche, sondern zum Teil auch selbstironisch als typisch israelisch deklarierte Unzulänglichkeiten humorvoll überspitzt. Unter dem Titel „Oldtimer“ geht es zum Beispiel um die Neueinwanderer in Israel, die – so Kishon – „tun und lassen können, was sie wollen“ und im ersten Jahr nicht einmal Einkommensteuer zahlen müssen, sodass manche daraus „einen ganz anständigen Lebensunterhalt“ machten, indem sie „in bestimmten Zeitabständen das Land verlassen und als Neueinwanderer wiederkommen“. Einwanderer, die um ihrer Ideale willen Unsägliches gelitten haben, als sie jung waren, und nach Jahren in Israel immer noch mittellos sind, hätten eine gesunde Feindseligkeit gegenüber all jenen bewahrt, die erst später gekommen sind und – nach Meinung der sogenannten „Oldtimer“ – ein Luxusleben führten. Wie diese Abschätzung sich äußert, stellt Kishon in einem Gespräch zwischen einem früher und einem später Eingewanderten dar, das die tatsächliche Armut und Bescheidenheit der israelischen „Oldtimer“ absurd übertreibt.

In dem 1965 geschriebenen Theaterstück „Zieh den Stecker raus, das Wasser kocht“ macht sich Kishon, der auch Kunsthistoriker war, auf köstliche Weise über die moderne Kunst und den dazu gehörenden Kunstmarkt lustig. In der in Stuttgart als „Hörspiel“ von den Interpreten meisterhaft inszenierten Geschichte begutachtet eine Kunstkritikerin den primitiv installierten Wasserkocher im Atelier eines Malers mit grotesken Übertreibungen als revolutionäres, konstruktivistisches Kunstwerk, während sie die Gemälde als ekelhaft und indiskutabel abtut. Berühmtheit erlangte der „Blaumilchkanal“, eine stadtplanerische Groteske, bei der ein der Irrenanstalt Entlaufener mit Namen Kasimir Blaumilch von



Der Schauspieler Jerzy May, die Rezitatorin Katja Schild, die Sopranistin Iris Marie Kotzian sowie der Pianist Christoph Weber gestalteten den unterhaltsamen Abend über Ephraim Kishon

Bild: die Autorin

der verkehrsreichsten Straßenkreuzung in Tel Aviv einen Kanal zum Mittelmeer gräbt und dadurch ungeheures Chaos nicht nur im Straßenverkehr, sondern auch quer durch alle Verwaltungen anrichtet. Ein „Symbol israelischer Arbeitsfreude und Unternehmerlust“, wie Kishon schreibt.

Musikalisch begleitet wurden die schlagfertig und einfühlsam von Katja Schild und Jerzy May präsentierten Kurzgeschichten Kishons durch Schlager und Chansons aus fünf Jahrzehnten, die Iris Marie Kotzian stimmlich eindrucksvoll und mit Hingabe sowie Leichtigkeit vortrug. Die heute kaum mehr gehörten früheren Hits kommentierten manchmal Stichworte aus den Texten Kishons, oder sie führten stimmungsmäßig in die Jahre ihrer Entstehung zurück. „Schalt Dein Radio ein“ – ein Schlager, mit dem die israelische Sängerin Daliah Lavi 1972 in allen Sendern zu hören war – eröffnete und beendete die virtuelle Hörfunksendung. Iris Marie Kotzian gab diesem Lied ebenso überzeugend ihre Stimme

wie dem Schlager „Zwei kleine Italiener“, der das Heimweh der ersten Gastarbeiter in Deutschland thematisierte und mit dem Conny Froboess 1962 Erste bei den Deutschen Schlagerfestspielen in Baden-Baden wurde, dem „Baby-Sitter-Boogie“ von Ralf Bendix aus dem Jahr 1957, wunderbar babygurgelnd begleitet von Katja Schild, dem persiflierten „Ba-Ba-Banküberfall“, der 1985 die österreichische Rockband „Erste Allgemeine Verunsicherung“ berühmt machte, dem Siegerlied beim „Eurovision Song Contest“ 1982, „Ein bißchen Frieden“ von Ralph Siegel, das damals die 17-jährige Nicole sang, oder dem schwermütigen „Für mich soll's rote Rosen regnen“ der unvergessenen Hildegard Knef von 1968.

Ephraim Kishon hätte sich über diesen meisterhaft arrangierten und präsentierten Abend sicherlich gefreut. Er ist vor zehn Jahren, am 29. Januar 2005, in der Schweiz gestorben.

Ute Flögel (KK)

Der über die eigene Totenmaske schrieb

Ernst Wiechert offenbart sich als eminent trauriger Wortführer des Wortes – wider die Macht

Es gehört zu den Traditionen der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft (IEWG), die 2014 auf eine 25-jährige Geschichte zurückblicken konnte, bei ihren Tagungen einen sonntäglichen christlich-jüdischen Gottesdienst abzuhalten. Bei der 13. Wissenschaftlichen Tagung 2015 übernahm der evangelische Theologe Dr. Reinhold Ahr diese Aufgabe; den alttestamentarischen Part trug wie immer Dieter Heinze vor. Es war ein Text aus dem 22. Kapitel des Buches des Propheten Jesaja.

Reinhold Ahr stellte das Wort von der „Gerechtigkeit auf dem Acker“, die Jons Jeromin mit seiner Bestimmung zum Armenarzt in Sowiog verwirklichen soll, in den Mittelpunkt seiner Predigt. Der zweite Teil des Romans „Die Jerominkinder“ war Gegenstand der Gruppenarbeit der Tagung, und dabei stellte sich das vorletzte Romanwerk Wiecherts als ein ausgeprägt politisches Buch heraus. Wiechert zeichnet an dem Dorf Sowiog auf, wie der Nationalsozialismus diese abgeschiedene Welt, die „noch in der alten Ordnung verwurzelt ist“, mehr und mehr durchdringt. Der Lehrer Maschlanka, der „die neue Zeit“ einführen will, und der Herr von Balk, der den alten ostpreußischen Landadel vertritt, bilden Gegenpole bis in ihre Gebärden und äußeren Merkmale hinein. Der Lautsprecher in der Schule, die zunächst kläglich verlaufende Propaganda-Veranstaltung, das begrenzte Verständnis der Dorfbewohner für die „neuen Lehren“ haben eine komische Wirkung; das Teuflische wird lächerlich gemacht. Doch die Spaltung durchdringt die Familien.

Die Brutalität des Regimes wird an den KZ-Erlebnissen von Johannes und an dem Überfall auf den Schulzen Grünheid deutlich, besonders aber an dem wach-

senden Antisemitismus. Der verfolgte Arzt Dr. Lawrenz flüchtet nach Sowiog in den Selbstmord und wird von den Eingeweihten „im Sand“ begraben, und der jüdische Händler Hirsch wird Opfer der Jagd im November 1938.

Wäre das Manuskript der „Jerominkinder“ den Nationalsozialisten in die Hände gefallen – den ersten Teil hatte Wiechert noch vorgelegt, und der Druck war von der Reichsschrifttumskammer abgelehnt worden mit dem Vermerk „zu wenig Lebensfreude und zu viel Bibel“ –, Wiecherts Schicksal wäre besiegelt gewesen. Dietmar Stutzer vermutet in dem in der KK vom 20. September 2000 erschienenen Essay „Zeit für eine Ernst-Wiechert-Renaissance in Frageform“, dass Wiecherts „manisch-depressive Persönlichkeitsstruktur zu einer in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts einmaligen moralischen Sensibilität“ geführt habe. Das bestätigten die Ergebnisse der Gruppe, die sich mit dem Weg des Jons Ehrenreich Jeromin zum Armenarzt beschäftigt hatte. Der „ideale Arzt“, verkörpert durch den jüdischen Armenarzt Dr. Lawrenz mit seiner kleinen Privatklinik, ist Nothelfer und Seelsorger, verzichtet auf Honorar, wenn nötig, lebt enthalten und sieht sich, in Ehrfurcht vor der Natur und dem Leben, einer metaphysischen Instanz verpflichtet. Das gipfelt in seiner Frage: „Wie kann man Arzt sein, ohne zu beten?“ Auch das wird zu einer hochpolitischen Aussage. Denn hier steht die Antithese zu einem „medizinischen“ Urteil über „lebensunwertes Leben“, das der Mensch, der sich selbst zum Herrn über Leben und Tod macht, glaubt auslöschen zu dürfen.

Die „depressive Persönlichkeitsstruktur“ und Sensibilität Wiecherts trat auch in dem Vortrag „Magischer Realismus in den Wer-

ken Ernst Wiecherts“ zutage. Der Referent Robert Kreft, ein junger Gymnasiallehrer und das jüngste Mitglied der IEWG, hat seine Masterarbeit über Wiechert an der Universität Münster geschrieben. Er charakterisierte den „Magischen Realismus“, der keine Schule darstellt und auch bei anderen Autoren wie Oskar Loerke, Elisabeth Langgässer, Ernst Jünger und Hermann Kasack zu finden ist, als ein „Hinterfragen“ der empirischen Wirklichkeit. Hinter der sichtbaren Welt tut sich das Geheimnisvolle, Irrationale, Abgründige auf, die Natur bekommt eine bedrohliche Doppelbödigkeit. Sie kann idyllisch und wohltuend sein und zugleich dunkel und unheimlich, so dass das Krebsfangen in den „Jerominkindern“ „schrecklich-schön“ ist. Menschen haben das „zweite Gesicht“, wie Jürgen Dostkocil, dem wiederholt seine tote Frau erscheint. Die alten heidnischen Götter wie die Laima oder die Barstukken nehmen wieder ihre Plätze ein, die Musik kann eine dämonische Wirkung entfalten und Wahn und Todessehnsucht hervorrufen.

Dass der „Magische Realismus“ eher bei Autoren der östlichen Landschaft anzutreffen ist, wie Reinhold Ahr bemerkte, konnten die Wiechert-Freunde bereits bei dem ersten Vortrag von Jörg Naß über Johannes Bobrowski (1917–1965) aus

dem Memelland erfahren. Naß, der ein Bobrowski-Museum in Willkischken/Litauen eingerichtet hat und betreut, stellte den Lebenslauf des Dichters der „Litauischen Claviere“ und der „Sarmatischen Zeit“ vor und verwies auf Trauer und Melancholie, die ihn mit Ernst Wiechert verbinden.

Bärbel Beutner sprach über „Todesahnungen bei Ernst Wiechert“ und legte dar, wie das Motiv des Todes sein ganzes Werk durchzieht. Sie sprach von der „Allgegenwart“ des Todes in Wiecherts Werk und wies darauf hin, dass die Novelle „Die Fahrt um die Liebe“ von 1930, die den Krebstod des Komponisten Amadeus erzählt, eine fast prophetische Vorwegnahme der letzten Lebensstation des Dichters ist. Der Komponist Amadeus schreibt die Messe in a-Moll im Angesicht des Todes, Wiechert schrieb die „Missa sine nomine“ unter großen Schmerzen in seinen letzten Monaten. Bereits Ende der zwanziger Jahre wurde eine Gipsmaske von Wiechert angefertigt, über die er den Text „Meine Totenmaske“ schrieb.

Vielleicht findet sich eine Erklärung für seine frühe Todesbereitschaft und auch für seine depressive Persönlichkeit in den Briefen seiner Mutter, die Dr. Leonore Krenzlin erforscht hat und aus denen sie einige Stellen vortrug. Es offenbarte sich



*Unter dem milden Lächeln des Schriftstellers die kundigen Sachwalter seines Erbes: Mitglieder der Internationalen Ernst-Wiechert-Gesellschaft
Bild: die Autorin*

ein durchaus nicht idyllisches und harmonisches Elternhaus. Problematische Ehe- und Familienbeziehungen, wirtschaftliche Engpässe, die Alkoholkrankheit des Vaters und die Schwermut der Mutter wurden offenkundig. Besonders erschreckten die Zuhörer die Vorwürfe und Schuldzuweisungen der Mutter an die Söhne.

Mit großer Freude wurde der Student Elad Arnon aus Israel begrüßt, der ein Gastse-

mester an der Universität Köln verbrachte und eine Magisterarbeit über Wiechert im Dritten Reich schrieb. Die IEWG hatte Hilfestellung geleistet und betrachtete nun das auf Hebräisch geschriebene Skriptum, in dem sich die deutschen und englischen Zitate interessant ausnahmen. So fand die Wiechert-Gesellschaft ihren internationalen Anspruch erneut bestätigt.

Bärbel Beutner (KK)

Anschreiben gegen die stalinogene Unwissenheit

Karl-Heinz Jakobs ist gestorben

Sein größter Erfolg, der ihn innerhalb der DDR-Grenzen berühmt machte und ihm hohe Auflagen verschaffte, war sein erster Roman „Beschreibung eines Sommers“, erschienen im Jahr des Mauerbaus 1961 und schon 1962 verfilmt mit Manfred Krug und Christel Bodenstein in den Hauptrollen. Erzählt wird eine Liebesgeschichte im ungewöhnlich heißen Sommer 1959 auf einer Großbaustelle, die an der Politik scheitert. Wenn man so will, kann man diesen Roman, neben Brigitte Reimanns Erzählung „Ankunft im Alltag“ (1961), als erstes Buch einer eigenständigen DDR-Literatur bezeichnen, weil dort die neuen Verhältnisse grundsätzlich bejaht und zugleich kritisiert werden.

Karl-Heinz Jakobs wurde am 20. April 1929 in Kiauken im ostpreußischen Landkreis Elchniederung geboren und noch 1945 als Flakhelfer zur Wehrmacht eingezogen. Nach der Kriegsgefangenschaft übte er die verschiedensten Berufe aus und wurde 1956 von der Baustelle des Kraftwerks Trattendorf bei Spremberg zum Studium am Leipziger Literaturinstitut delegiert, seit 1958 arbeitete er als freier Schriftsteller.

Nachdem er im Herbst 1976 gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns protestiert hatte, wurde er aus der SED ausgeschlos-



Besonnt oder gar sonnig war sein Leben nur im eigentlichen Sinn, die Schatten der DDR reichten bis ins Rheinland: Karl-Heinz Jakobs

Bild: Franz Peter Tschauner, Wikimedia Commons

sen und 1979 auch aus dem DDR-Schriftstellerverband, weil er es gewagt hatte, während einer Westreise im Düsseldorfer Haus des Deutschen Ostens, dem heutigen Gerhart-Hauptmann-Haus, ohne Erlaubnis der DDR-Behörden aufzutreten. Er wurde 1981 ausgebürgert und lebte seitdem in Velbert/Rheinland, wo er noch drei Romane schrieb. Dort starb er am 4. November.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist auch sein 1983 veröffentlichter Roman „Das endlose Jahr“, weil er hier ein Thema aufgegriffen hat, das von DDR-Autoren eher gemieden wurde: die mangelnde Aufarbeitung des Stalinismus im SED-Staat, dessen markantester Vertreter Walter Ulbricht (1893–1973) war. Eines Tages nämlich hatte der in Falkensee bei Berlin wohnende Karl-Heinz Jakobs Post aus Dresden bekommen, von der ihm unbekanntes Altkommunistin Dorothea Garai (1899–1982), die zwei Jahrzehnte in sibirischen Arbeitslagern und in der Verbannung verbracht und 1955 nach Dresden hatte ausreisen dürfen.

Niemand im SED-Staat wollte die Geschichte ihrer gnadenlosen Verfolgung hören, bis sie den ostpreußischen Autor traf, der Sibirien bereist hatte. Er wusste, wie fast alle DDR-Bürger damals, nichts vom Stalinismus, die Partei hat dieses Thema bis zum Untergang 1989 mit voller Absicht unerörtert gelassen, um die eigenen Machtpositionen nicht zu gefährden. Ungläubig hörte er, was sie zu berichten hatte, und ließ sich mehrere Tonbänder besprechen, die er mit ins Rheinland nahm. Mit diesen Aufzeichnungen schrieb er noch ein zweites Buch über das Schicksal Dorothea Garais, „Leben und Sterben der Rubina“ (1999).

Jörg Bernhard Bilke (KK)

Wer forschet, der findet

Glückliches Ende einer Kunst-Odyssee

Am 17. November wurde ein kriegsbedingt verlagertes Gemälde von Anton Graff (1736–1831), das sich bisher im Besitz der Städtischen Galerie Dresden befand, an die Kunstsammlung der Berliner Akademie der Künste zurückgegeben. Die feierliche Übergabe fand im Rahmen des Symposiums „10 Jahre Deutsch-Russischer Museumsdialog“ statt.

Das wertvolle Gemälde wurde von Gisbert Porstmann, dem Direktor der Museen der Stadt Dresden, an Akademie-Präsidentin Jeanine Meerapfel überreicht. Es zeigt den Schauspieler Johann Friedrich Reinecke (1745–1787), der für seine Rollen in Shakespeares Komödien gefeiert wurde. Mit der Rückgabe wird eine wichtige Lücke im Kunstbesitz der Akademie der Künste geschlossen.

Die umfangreiche Sammlung der 1696 gegründeten Künstlergesellschaft besteht vor allem aus Werken der Mitglieder sowie einer Lehksammlung und wurde durch Kriegsverluste und kriegsbedingte Verla-



Das kostbare Porträt des Schauspielers Johann Friedrich Reinecke von Anton Graff aus dem Bestand der Akademie der Künste fand nach einer kriegsbedingten Irrfahrt nach Russland und einer Zwischenstation in Dresden heim nach Berlin

Bild: Akademie der Künste, Berlin

gerungen empfindlich dezimiert. Zu den Verlusten zählen allein sechs Gemälde des Akademie-Mitgliedes Anton Graff, der zu den bekanntesten deutschen Porträtisten des 18. Jahrhunderts zählt.

Im Anschluss an die Gemälderückgabe tagte ein Fachkolloquium des Deutsch-Russischen Museumsdialogs (DRMD) in der Akademie der Künste, ausgerichtet von der Kulturstiftung der Länder und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Die Klärung der Besitzverhältnisse ist das Ergebnis der gewissenhaften Forschungen der Arbeits-

gruppe „Kriegsverluste deutscher Museen“ des Deutsch-Russischen Museumsdialogs, die von der Akademie der Künste finanziell unterstützt wurden.

Das Anton Graff-Gemälde war nach Kriegsende von den Trophäenbrigaden der Roten Armee in das Staatliche Puschkin-Museum nach Moskau verbracht und von dort 1958 im Rahmen der großen Rückführungskampagne zwischen der UdSSR und der DDR nach Dresden abgegeben worden. Jetzt ist es wieder an seinem Platz.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Eine **Schlesienreise der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR** führt vom 20. bis zum 26. Mai 2016 über Görlitz nach Liegnitz, Jauer, Wahlstatt, ins Riesengebirge, sodann durch Nordböhmen nach Breslau, Krieblowitz und Bunzlau. Veranstaltet und betreut wird die Reise durch den bewährten Schlesienkenner **Alfred Theisen** von **Senfkorn Reisen** Görlitz, enthalten sind in dem Preis von 840 Euro pro Person im Doppelzimmer (120 Euro Einzelzimmerzuschlag) sechs Übernachtungen mit Frühstück, ein Mittagessen in Reichenberg sowie alle Besichtigungen. Die Teilnehmerzahl ist auf 15 bis 20 Personen beschränkt. Informationen und Anmeldungen bei Senfkorn Reisen, Brüderstraße 13, 02826 Görlitz, Telefon 03581/40 05 20, info@senfkornreisen.de.

Am 7. Dezember wurde in einer Gesprächsrunde im **Schlesischen Museum zu Görlitz** des 100. Geburtstages von **Herbert Hupka** gedacht. Dr. Jörg

Bernhard Bilke, Alfred Theisen, Dr. Markus Bauer und Dr. Klaus Schneider erinnerten an ihre Begegnungen mit Herbert Hupka. In Görlitz nahm der Ehrenpräsident des Ostdeutsche Kulturrates kurz vor seinem Tod im August 2006 letztendlich an einer öffentlichen Veranstaltung teil, nämlich an der Eröffnung des Schlesischen Museums.

Die **Hus-Fakultät**, eine der drei Theologischen Fakultäten der **Prager Karlsuniversität**, hat Professor Dr. **Rudolf Grulich**, den Leiter des Instituts für Kirchengeschichte von Böhmen–Mähren–Schlesien in Nidda, die **Patriarch-Kovář-Medaille** verliehen.

Im Bildungszentrum der Polizei NRW/ Berufsethik in **Schloss Holte-Stukenbrok** wurde aus dem Stettiner Weg der **Klaus-Hornig-Weg** zur Erinnerung an den 1907 in Schweidnitz geborenen Widerständler.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSD3 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**